

(oft verfeindete) Schulen und DenkerInnen verteilt sind – ein Modus, den sich zu eigen zu machen sich lohnt.

David Mayer

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v40i1-2.13>

Sammelrezension zu Boaventura de Sousa Santos

Epistemologien des Südens. Gegen die Hegemonie des westlichen Denkens. Münster: Unrast Verlag 2018, 384 Seiten (2018a)

The End of the Cognitive Empire. The Coming of Age of Epistemologies of the South. Durham: Duke University Press 2018, 375 Seiten (2018b) (<https://doi.org/10.1215/9781478002000>)

Das im deutschsprachigen Raum praktisch unbekannt und daher leider unterbewertete Werk des portugiesischen Soziologen Boaventura de Sousa Santos, einer der Mitbegründer des Weltsozialforums zu Beginn des Jahrhunderts, besticht vor allem durch seinen unerschütterlichen, „tragischen Optimismus“ (2018a: 11) bezüglich der Möglichkeit, eine andere Welt zu erkämpfen. Seine von Ernst Bloch inspirierte *docta spes*, gelehrte Hoffnung (2018b: 97), und seine bei Blaise Pascal entlehnte, enttheologisierte Wette (2018a: 169) auf die mobilisierende Macht des *Noch-Nicht* speisen sich dabei vor allem aus den konkreten Kämpfen und den während dieser Kämpfe produzierten und eingesetzten alternativen Wissensformen, „knowledge-born-in-struggle“ (2018b: 1), eines anti-imperialen, nicht-geografischen Südens. Dieser setzt sich aus denjenigen sozialen Gruppen zusammen, die seit dem Beginn der westlichen Moderne im späten 15. Jahrhundert systematisch der Gewalt und Unterdrückung von sich ständig erneuernden Formen von Kapitalismus, Kolonialismus und (Hetero-)Patriarchat sowie eurozentrischer Wissensproduktion ausgesetzt waren (2018b: 120).

Die eurozentrische Wissensproduktion spielt dabei Sousa Santos zufolge eine Schlüsselrolle, weil sie als Grundpfeiler der „Epistemologien des Nordens“ nicht nur zur Reproduktion dieser „drei Formen der modernen Herrschaft“ beigetragen hat bzw. ihnen in vielerlei Hinsicht sogar konstitutiv ist, sondern weil ihre fast ausschließlich auf den Prämissen der modernen Wissenschaft ruhenden Praktiken eine weitere globale Form von Ausgrenzung erschaffen haben: kognitive Ungerechtigkeit, eine auf dem systematischen Unsichtbarmachen und/oder der Verschwendung anderer, nicht-wissenschaftlicher Wissensformen basierende epistemische Gewalt, die im schlimmsten Fall zu einem Epistemizid, der Ermordung von Wissen, führt (2018a: 141). Pikanterweise erkennt der Autor diesen Hang zur epistemischen Überheblichkeit, z.B. im Sinne einer theoretischen Avantgarde, auch auf der (sozialwissenschaftlichen) Linken, inklusive negativer Folgen für das seines Erachtens immer mehr erschöpfte, westlich-zentrierte politische Vorstellungsvermögen und seiner Fähigkeit, starke Antworten auf die starken, paradigmatischen Fragen unsere Zeit zu finden (2018a: 39). Sousa Santos' eigene starke Antwort ist ein epistemologischer

Bruch hin zu einer Neu- oder Wiedererfindung der sozialen Emanzipation mittels einer Theorie und Praxis der Nachhut: die Epistemologien des Südens (EdS).

Diese bauen auf drei wesentlichen Hypothesen auf: „Erstens, dass das Verständnis der Welt weit über das westliche Verständnis der Welt hinausgeht. Zweitens, dass es keine globale soziale Gerechtigkeit ohne eine globale kognitive Gerechtigkeit gibt. Drittens, dass die emanzipatorischen Veränderungen in der Welt anderen Regeln und Vorschriften folgen können als denen, welche die westlich-zentrierte kritische Theorie entwickelt hat, und dass eine solche Vielfalt aufgewertet werden sollte.“ (2018a: 7) Wie diese Aufwertung vorstättgehen könnte, beschreiben die beiden Bücher, die, wenn möglich, unbedingt zusammen gelesen werden sollten, anhand einer Fülle von real-utopischen Vorschlägen und zur Selbst-Mobilisierung einladender Konzepte Stachanow'schen Ausmaßes. Sechs von ihnen stellen das „wesentliche Handwerkzeug“ der EdS dar: die abyssale Linie, die Soziologie der Abwesenheiten, die Soziologie der Emergenzen, die Ökologie der Wissensformen, die interkulturelle und interpolitische Übersetzung und die Handwerkskunst der Praktiken (2018b: 19).

Sousa Santos' Kernidee ist die, einer auch nach dem Ende des historischen Kolonialismus im 20. Jahrhundert existierenden abyssalen Linie (aus dem Griechischen *abyssos*, Abgrund), die „weiterhin die Gesellschaften der Mutterländer von denen der Kolonien trennt und die soziale Realität so tiefgründig spaltet, dass alles, was auf der anderen Seite der Linie geschieht, entweder unsichtbar oder gänzlich ohne Bedeutung bleibt“ (2018a: 110). Diese radikale Trennung beinhaltet demnach auch eine ontologische Dimension. Wie zuvor bereits von Frantz Fanon beschrieben, kommt es zur Schaffung einer „zone of nonbeing“, in der ein neuer Typus von Untermensch („subhuman“) lebt, der vom dominanten, abyssalen Denken nicht nur als Subjekt von Wissen ignoriert wird, sondern auch heute noch zahlreichen unterschiedlichen Entmenschlichungspraktiken im Globalen Süden und im Globalen Norden ausgesetzt ist (2018b: 20). Diese abyssalen Ausgrenzungen, argumentiert Sousa Santos überzeugend, können selbst von der kritischen Theorie nicht wahrgenommen werden, weil „sie lediglich die soziale Realität der Gesellschaften der Mutterländer und somit lediglich die soziale Realität auf dieser Seite der Linie berücksichtigen“ (2018a: 110). Nur eine epistemologische Umwandlung, aufbauend auf einem neuen Verhältnis von Epistemologie und Subjektivität, kann hier praktische Abhilfe schaffen: das von den Opfern von Kapitalismus, Kolonialismus und (Hetero-)Patriarchat in vergangenen und aktuellen Kämpfen erworbene, „handwerkliche“ Wissen, gestützt von einer neuen, post-abyssalen, nicht-extraktivistischen Sozialwissenschaft und einer subaltern-kosmopolitischen Rationalität.

Sichtbar gemacht werden sie durch einen Prozess der doppelt transgressiven Soziologie der Abwesenheiten und der Emergenzen. Erstere identifiziert und denunziert die unterschiedlichen Produktionsmodi von sozialer Nichtexistenz und die damit einhergehende Verschwendung vielfältiger Erfahrungen des In-der-Welt-zu-Seins (2018a: 260). Letztere hingegen „erforscht die Alternativen, die sich im Horizont der konkreten Möglichkeit befinden“ (2018a: 273), so z.B. die zahlreichen Protestbewegungen der letzten Jahre oder die anti-autoritären, stark von feministischen

Prinzipien geleiteten „liberated zones“ in Chiapas oder Rojava (2018b: 31). Im Endeffekt aber geht es Sousa Santos darum, eine Ökologie der Wissensformen, bestehend aus (wichtig!) wissenschaftlichem und nicht-wissenschaftlichem Wissen, zu fördern, und dieses kontextspezifisch einzusetzen, um konkrete anti-kapitalistische, anti-koloniale und anti-patriarchale Kämpfe real existierender sozialer Handlungs-subjekte zu begleiten und zu stärken. Die Entscheidung, welche Wissensform den größtmöglichen Erfolg verspricht, hängt dabei insbesondere von einem Prozess der interkulturellen und interpolitischen Übersetzung ab, die idealerweise den Dialog und Austausch zwischen unterschiedlichen Erfahrungen und Wissensformen verständlich macht, und dadurch auch mehr Zusammenarbeit und aktive Solidarität untereinander ermöglicht (2018b: 32). Die konkrete Umsetzung ist schließlich eine Frage von einem politischem Handeln, das nicht auf standardisierten, deterministischen Modellen von gesellschaftlicher Transformation beruht, sondern das vielmehr der künstlerischen Arbeit von Handwerker*innen ähnelt, deren Werkzeuge und Materialien zwar einige Bedingungen bestimmen, dabei aber auch stets Raum lassen für Freiheit, Kreativität und Improvisation (2018b: 35). Mit anderen Worten: Kämpfen ist (auch) eine Kunst.

Abschließend bleibt zu sagen, dass sich Sousa Santos mit diesen Büchern im eurozentrischen Raum möglicherweise weniger Freund*innen machen wird, als er es verdient hätte. Zu vernichtend ist seine Kritik an vielen der heiligen Kühe westlichen Denkens und Handelns. Zu radikal fordert er die Leser*innen auf, einen ehrlichen, unverschönernden Blick in den Spiegel zu werfen, sich auf beinahe maoistische Weise der eigenen Beiträge zum Scheitern der großen linken Projekte des 20. Jahrhunderts selbst zu bezichtigen und sich ein für alle Male von dem weiterhin wachsenden, derzeit vom Schafspelz der Globalisierung verhüllten, Scherbenhaufen zu distanzieren, den 500 Jahre anhaltende Dominanz, Gewalt und Alleinherrschaftsanspruch westlicher Rationalität und Werte, kritische Theorie zumindest teilweise eingeschlossen, per Fließband produziert haben.

Nein, es sind keine nachsichtigen Texte und Vorschläge, die Sousa Santos uns da unterbreitet. Und er tut uns natürlich auch nicht den Gefallen, diese zumindest sprachlich etwas sanfter zu formulieren, wenngleich seine Lust an der Metapher die Lektüre zumindest bildlich etwas angenehmer gestaltet. Auch spürt man m.E. bei beiden Texten, dass aller manchmal irritierender, theoretischer Dichte zum Trotz jede einzelne Seite vom Autor nicht nur gedacht und geschrieben, sondern auch im Sinne eines „corazonar“ mit dem Herzen gefühlt (2018b: 100) und komponiert wurde, obwohl dies in der deutschen Fassung von *Epistemologien des Südens* trotz der – mit ganz wenigen Ausnahmen – guten Übersetzung ob der vor allem affektiven Unterschiede zwischen der portugiesischen und der deutschen Sprache nicht immer offensichtlich ist. Schließlich könnte ich mir vorstellen, dass einige der Leser*innen Sousa Santos einen gewissen Hang zum Hochmut vorwerfen werden. In Zeiten, in denen einerseits anscheinend jede kompromisslose (linke) Stellungnahme fast reflexartig eines auf einem angeblich übergroßen Ego basierenden Willens zum Belehren bezichtigt wird und in denen andererseits trotz aller Finsternis Bescheidenheit (auch) bei vielen (Linken) immer noch als Zier gilt, scheint es nicht unmöglich, dass Sousa Santos‘ Mut, nicht weniger als einen zivilisatorischen Wandel in Aussicht

zu stellen (2018a: 49) und dabei konkrete Vorschläge zu machen, wie zumindest ein möglicher Weg dorthin aussehen könnte, als eine weitere eitle Anmaßung eines weiteren älteren weißen Mannes abgetan wird. Das von den Kolleg*innen des UNRAST-Verlags ausnahmsweise äußerst unglücklich gewählte Titelbild mit dem Konterfei des Autors könnte dabei sein Übriges tun.

Diese Leseart aber wäre ein Fehler. Die Tatsache, dass Sousa Santos nicht vor Größe zurückschreckt, sollte ihm, zumindest zähneknirschend, zugutegehalten werden. Nicht viele würden es wagen – warum eigentlich nicht? –, zunächst Marx‘ elfte These zu Feuerbach in Frage zu stellen und eine neue Interpretation der Welt zu fordern, um dann auch noch – unverschämterweise – eine zwölfte These hinzuzufügen: „Wir müssen die Welt verändern und sie dabei ständig neu interpretieren.“ (2018b: vii-viii) Im Endeffekt sind die beiden Bücher daher eine Einladung, sich mit nicht weniger zufrieden zu geben als mit einer Welt von globaler sozialer und kognitiver Gerechtigkeit. Sousa Santos glaubt fest an diese Möglichkeit. Seine Texte können deshalb als die Wiederbelebung eines entkolonisierten *Prinzips Hoffnung* verstanden werden. Er weiß aber auch, dass nur der individuelle und kollektive Kampf, angeführt von denen, „die sich der Rolle des Opfers verweigern und Widerstand leisten“ (2018a: 16), und tatkräftig unterstützt von post-abyssalen Forscher*innen und Intellektuellen der Nachhut, letztlich über unsere gemeinsame Zukunft entscheiden wird.

In diesem Sinne ist seine Arbeit als Aufruf, ja als kategorischer Imperativ, an uns alle zu verstehen, den Kampf, *luta* auf Portugiesisch, (wieder) aufzunehmen, weiterzuführen und/oder zu verstärken und dabei nicht nur unseren Verstand einzusetzen, sondern auch eine „tiefe Erfahrung der Sinne“ (2018b: 165) zuzulassen. Sousa Santos spricht von „jublierenden Körpern, die sich durch Genuss, Feiern, Lachen, Tanzen, Singen und Erotik ausdrücken und zusammen der körperlichen Fähigkeit huldigen, Freude zu spüren“ (2018b: 92). Denken, fühlen, forschen, lernen, schreiben, träumen, handeln, solidarisch sein, Gerechtigkeit erkämpfen: Das sind einige der Verben, die in den beiden Texten immer wieder auftauchen. Keine Frage, die Bücher *Epistemologien des Südens* und *The End of the Cognitive Empire* machen wieder Lust auf den politischen Kampf, und zwar auf beiden Seiten der abyssalen Linie. Sie sind ein epistemischer Mutmacher, ein gegen-hegemoniales „Wir schaffen das.“ Und wir werden es schaffen.

Hjalmar Jorge Joffre-Eichhorn

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v40i1-2.14>

Karin Fischer & Margarete Grandner (Hg.): *Globale Ungleichheit. Über Zusammenhänge von Kolonialismus, Arbeitsverhältnissen und Naturverbrauch*. Wien: Mandelbaum 2019, 400 Seiten

Mittels der globalen Ungleichheit möchten die Herausgeberinnen des vorliegenden Sammelbandes die Themenkomplexe Kolonialismus, Arbeit und Umwelt zusammendenken. Der Band ist in 14 Kapitel gegliedert, die allesamt Ungleichheit als Aufhänger nehmen, um ihre Dimensionen mit Hilfe unterschiedlicher Fragestellungen